



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Denkmäler

Geschichte des Denkmals

Hofmann, Albert

Stuttgart, 1906

5. Kap. Indien und Ostasien

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78645](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78645)

5. Kapitel.

Indien und Ostasien.

Die Länder des äußersten Orients mit ihrer hochentwickelten Kultur werden wir nicht aus dem Kreis unserer Betrachtung ausscheiden können, wenn sie auch nur flüchtig zu berühren sein werden. In ungeahnter Weise dehnen sich heute die Grenzen der Welt, und was früher üppigste Phantasie war, wird heute Wirklichkeit. Wenn der gelehrte Kanzler *Heinrich VIII.* von England, wenn *Thomas Morus* heute noch einmal sein berühmtes Buch: »*De optimo statu rei publicae deque nova insula Utopia*« zu schreiben hätte, er dürfte sein utopisches Reich nicht mehr auf diesem Planeten suchen. Was noch vor hundert Jahren eine fast legendenhafte Unternehmung war, der Zug *Napoleon's* nach Aegypten, ist heute eine Vergnügungsfahrt geworden. An die Umspannung des gewaltigen asiatischen Weltteiles in seiner größten Breite mit einem Schienengleise hätte man vor fünfzig Jahren höchstens im *Jules Verne's*chen Sinne gedacht. Mit der Behauptung, über Land in vierzehn Tagen den stillen Ocean erreichen zu können, hätte man noch vor zwanzig Jahren auf laute Zweifel gestossen. Was damals unmöglich und seltsam erschien, wird heute mit gelassener Ruhe als Wirklichkeit erörtert; was noch vor wenigen Jahrzehnten als phantastischer Roman galt, wird heute mit dem Gleichmut des Besitzes betrachtet. »Der Horizont unserer sogenannten Weltgeschichte (auf westlichem Kulturbereich) ist durchbrochen, die ihn bisher umschränkenden Grenzpfosten bröckeln zusammen; frei schweift der Blick über die Weiten der Erde dahin, aus deren früher wenig nur beachteten (oft fast unbekannt verbliebenen) Fernen Fragestellungen fremdartiger Anschau von allen Richtungen her gleichzeitig heranzutreten beginnen und mit der ganzen Wucht ihrer für praktisch gewichtigste Interessen des sozialen (und nationalen) Lebens bedeutungsvollen Tragweite demgemäße Berücksichtigung erheischen.« (*A. Bastian.*) Die Welt ist allenthalben erschlossen, und der stille Ocean bespült Küstengebiete, hinter welchen Länder mit einer Kultur liegen, welche Anspruch auf Beachtung erheben darf. So tritt Ostasien in den Kreis unserer Betrachtung ein. Wenn wir aber die Kulturen der Stromländer des Indus und des Yantsekiang, sowie diejenigen des japanischen Inselreiches zusammenfassen, so ist diese Zusammenfassung allerdings eine mehr räumliche, als eine in der Entwicklung begründete; denn anders ist diese in Indien, anders ist sie in China und Japan. Bekannt ist die Welt am Indus; vielfach noch zu erschließen ist diejenige des großen östlichen Mittelreiches.

Noch vor den Zeiten, als mit den Poesien *Homer's* für das Menschengeschlecht die historische Periode anhebt, welche wir als das Altertum zu bezeichnen gewohnt sind, sehen wir in drei Flusstälern drei hervorragende Kulturen entstehen: im Niltal die Aegyptens, im Thale des Euphrat und Tigris die Chaldäas und Assyriens und im Thale des Yantsekiang die Chinas. Dazu tritt in späteren Zeiten die Kultur des Indus. Aegypten und Chaldäa und Assyrien sind heute abgestorbene Kulturen; aus Indien ist mit dem Buddhismus auch die Kunst ausgezogen, auf deren Berührung es im vorliegenden Kapitel ankommt. Aber China, begünstigt durch seine Lage, abgegrenzt durch die Wüsten, Gebirge und durch die Mauer, welche es umgiebt, lebt heute noch als das China des *Confucius* auf seiner alten Grundlage. Hier herrscht die alte Theokratie; das Volk verehrt und fürchtet die Geister, welche es im Walten der Natur vermutet und erkennt.

49.
Allgemeines.

Nicht viel anders war es in dieser Beziehung mit der Kultur, welche im Thale des Indus entstand. Hier, abgetrennt durch hohe Gebirge, andererseits aber wieder zugänglich durch das umschließende Meer, eine Kultur, die heute nur an wenigen Punkten noch auf der alten Basis lebt, wenn sie auch, gleich jenen anderen Kulturen, einst eine hohe Blüte befaß. Die fünf oder sechs Jahrhunderte, welche genügten, Griechenland und Italien zu dem Kulturzustand zu bringen, welchen wir als das Zeitalter des *Perikles*, des *Alexander* und des *Augustus* bezeichnen, sind in den Kulturen des Thales des Nil, des Euphrat und Tigris, des Indus und des Yantsekiang nicht so eng abgegrenzt; sie erstrecken sich über weitaus längere Zeiträume, ohne aber dafs es deshalb auch nur annähernd gelungen wäre, dem menschlichen Individuum eine solche Bedeutung zu verschaffen, wie in Griechenland oder Italien. Das mag schon aus dem einen Umstand erhellen, dafs das Kunstwerk nur in Griechenland und Italien den Namen des Künstlers gibt, in allen anderen Kulturen aber nur den Namen des Königs, der es befohlen hat.

50.
Indisches
Kulturleben.

Das indische Kulturleben folgt streng der indischen Geschichte. Im III. Jahrtausend vor Chr. wandert ein indogermanischer Volksstamm in das Stromgebiet des Indus ein; im XIV. Jahrhundert vor Chr. dringen die Inder weiter nach Osten bis Bengalen vor. In jahrhundertelangen Kämpfen kämpften sie ihre Heldenzeit durch, von welcher die großen Nationalepen *Râmâyana* und *Mahâbhârata* beredte Kunde auf die Nachwelt überbracht haben. Doch die Eroberung des Landes an den Ufern des Ganges, sein erschlaffendes Klima und die strotzende Ueppigkeit der Natur scheinen den kriegerischen Geist des Volkes erschöpft zu haben; denn bald sehen wir es unter dem Einflusse des mächtigen Priesterstandes seine Tage im friedlichen Erwerbe dahinleben. Das öffentliche Leben verliert mehr und mehr an Teilnahme; »die Inder, abgestoßen vom wirklichen Leben, flüchteten sich ganz in die Welt der Phantasie«. Die Folgen zeigten sich bald im Zerfall des Reiches in eine Anzahl kleinerer Reiche mit ausgesprochenen Sonderbestrebungen. Das VI. Jahrhundert vor Chr. sah den Buddhismus in Indien einziehen und sich dem Brahmanismus entgegenstellen. Im XI. Jahrhundert nach Chr. fallen Mohammedaner unter *Mahmud* von Cabul ein und beginnen die Bedrängung der einheimischen Religionsübung mit solchem Erfolge, dafs der Buddhismus heute aus Indien gewichen ist. Das konnte freilich um so leichter geschehen, als die Kulturen und die Künste der Völker als Träger dieser beiden Religionsysteme ein gewisses Gemeinsames hatten, welches einen schroffen Gegensatz nicht aufkommen liefs. Eine lebensfähige Kunst fand eine andere lebensfähige Kunst vor, und unter gegenseitiger Einflusnahme entstand die indisch-mohammedanische Kunst. Eine Glanzzeit in der nachchristlichen Epoche erlebte Indien unter der Herrschaft des Grofsmoguls *Akbar* (1556—1605), welcher neben einer strengen, doch im orientalischen Sinne einsichtsvollen Regierung die indische Kunst in grofsartiger Weise förderte durch Errichtung von glänzenden Palästen, Moscheen und Grabmälern in Delhi und an anderen Orten. Doch schon im Anfang des XVIII. Jahrhunderts zerfiel das Reich; es wird von Perfern und Afghanen bedroht und verheert, bis um die Mitte dieses Jahrhunderts mit den Eroberungen des *Lord Clive* die englische Periode anhebt, welche sich zum britisch-indischen Kaiserreich unserer Tage entwickelt hat.

Die indische Welt ist, wie die orientalische Welt überhaupt, eine »potamische Welt«. Kultur und Leben spielen sich in ihren Stromthälern ab. Der Ganges verläfst bei Hurdvar, dem Wischnuthore, den Himalaya und tritt in das hindostanische

Tiefland ein. »Die prachtvollen Residenzen der brahmanischen Fürsten, viel besungen in der heimischen Poesie, der Schauplatz der Dramen des *Kalidasa* und uralter epischer Kämpfe: sie erhoben sich hier alle in dicht gedrängter Reihe von Hurdvar bis in die Landschaft von Behar an den Ufern des Ganges und Yamuna, und so auserlesen ist die Lage an den Doppelströmen, daß auch die mohammedanischen Horden, die Feinde brahmanischer Gesittung, an dem klassischen Boden der letzteren festgebannt blieben und ihre neuen Hauptstädte Delhi und Agra auf den Trümmern der alten anlegten. Von Hurdvar beginnend, stoßen wir zuerst auf Hastinapur, bereits im XII. Jahrhundert vor Chr. blühend, das Troja im indischen Epos, dann Indraprastha und Mathura, strotzend von Marmor und Gold, ihre Tempelschätze selbst für die beutefüchtigen Ghaznawiden unermesslich, — im Nordosten des Ganges das unbefiegbare Ayodhya, dessen Ruinen meilenweit den Boden bedecken, dessen Herrlichkeit bereits der Râmâyana preist. Palaß reiht sich an Palaß, Tempel an Tempel. Niemand war hier ohne Ohrgehänge, ohne Halskette, Wohlgerüche und kostbare Kleider. Weiter östlich tritt uns das glänzende Benares mit seinen tausend Pagoden, in weitem Bogen am Ganges gebaut, entgegen.« (*Springer*.) Es liegt auf der Hand, daß diese potamische Welt, »daß die tatsächliche Gewalt von Natur-elementen, welche die Landschaft neu schaffen, . . . auch in der allgemeinen Anschauung der Dinge einen hervorragenden Platz einnimmt, der Angelpunkt für das geistige Bewußtsein wird, um welchen sich alles dreht«. Von einer reichen Natur umgeben, mußte der Mensch ihrem Eindruck erliegen, der Sinn der verschwenderischen Fülle in ihm genährt werden, und es mußte das Geheimnisvolle und Wunderfame seiner erregten Phantasie eine notwendige Folge des tropischen Klimas sein. Ein phantastisches und märchenhaft geheimnisvolles Sagengewebe umschlingt das Volk, durchsetzt seine Poesie, nimmt seinen Geist gefangen und versetzt es in ein glückliches, weltabgewendetes Traumleben. Daraus erklärt sich auch die Scheu des menschlichen Intellektes, mit dem Naturleben in eine Gemeinfamkeit zu aktiver Teilnahme an den Lebensvorgängen einzutreten.

Daraus erklärt sich aber auch ferner der merkwürdige, anderwärts nicht beobachtete Umstand, daß das Phantasieleben mehr auf die Dichtkunst beschränkt bleibt, während die Bildnerkunst für unser Gebiet wenig ergiebig ist. »Es fehlt die Fähigkeit, plastisch ausgebildete Gestalten zu entwickeln; es fehlt das Gefühl für maßvolle Komposition«²⁰⁾. Dazu kommt, daß die indische Weltanschauung den Menschen nicht als einzelnes Individuum, sondern nur als Glied einer langen Kette kennt und daß der Charakter des Volkes, soweit dieses überhaupt als Kulturvolk in Betracht kommt, zwischen Sinnlichkeit und Pessimismus schwankt. Unter diesen Umständen verliert selbst das Kultbild, das Urbild des Denkmals, an Bedeutung. »Es ist ganz dem Charakter der Weltauffassung angemessen, daß das Kultbild, das Bild des Religionsstifters, ins Unendliche redupliert wird und dadurch seine Individualität verliert. Der Buddhatypus, der einzige Vorwurf von einigermaßen statuarischer Art, welchen man tastend entwickelt und auf Grund fremder Formgebung kanonisiert hatte, wird dekorativ behandelt zum Fassadenschmuck großartiger Tempelbauten, welche die Kosmogonie illustrieren, die Welt meditativer Sphären auf Erden darstellen sollen. Der Großartigkeit dieser Denkmäler beschaulicher Naturbetrachtung gegenüber geht die Gestalt des einen großen Mannes durch Schematisierung und Wiederholung ins Unendliche wieder verloren.« (*Grünwedel*.) Kann es da Wunder

51.
Dichtkunst
und
bildende Kunst.

²⁰⁾ Siehe: GRÜNWEDEL, A. Buddhistische Kunst in Indien. Berlin 1893. S. 162.

nehmen, wenn die Erwähnung von Bildfäulen und eines Porträtbildes im ältesten indischen Schauspiel des I. Jahrhunderts nach Chr., in der *Mritichchhakatika*, wenn das Porträtbild in vergoldeter Bronze des Großkönigs von Tra-fhi-lhum-bo in Tibet, des *Pal-dän-ye-she* (1737—79), übrigens ein Bild von lebenswahrer Auffassung, ganz vereinzelt Erscheinungen geblieben sind? Die Bildhauerkunst mußte von Indien nach Tibet gehen, um hier aus dem Schematismus der Götterbilder, aus dem Idealporträt das Naturporträt zu schaffen. Von denkmalartiger Auffassung aber keine Spur.

52.
Architektonische
Denkmäler.

Etwas reichere Ausbeute verspricht die architektonische Kunst, soweit ihre Denkmäler, über deren Alter vielfach unrichtige Annahmen verbreitet sind, erhalten sind. Man nimmt an, daß den Steinbau in großem Stil erst König *Afoka*, der eine erste Glanzperiode hervorrief, gepflegt habe. Wenig ist aus dieser Zeit (etwa 250 vor Chr.) erhalten. Doch muß der Denkmalgedanke zur Entwicklung gekommen sein; denn die Gräber der Könige erhalten kugelförmige Aufbauten und Steingehege, und von *Afoka* berichten die heiligen Schriften, daß er 84000 Stupas im Reiche errichtet habe. Sie waren ursprünglich Königsgrabmäler und hatten später eine doppelte Bedeutung: sie wurden einmal da errichtet, wo ein bedeutendes Ereignis im Leben eines Buddha stattfand, oder sie dienten als Reliquienbewahrer. Der in ihnen wohnende Denkmalcharakter erhielt eine Bekräftigung durch die sie umgebenden Steinzäune mit Thoren, die mit reichen bildnerischen Darstellungen geschmückt wurden und durchaus die Bedeutung von Ehrenpforten hatten. Der Stil ist der in Stein überfetzte ursprüngliche Holzstil. Das berühmteste Beispiel dieser Art ist die Stupa von Santschi im Fürstentum Bhopal, in deren Gefellschaft noch zehn andere Stupas errichtet sind. Die größte ist von einem Steingehege mit vier auf das reichste mit bildnerischen Darstellungen geschmückten Thoren aus feinkörnigem Sandstein umgeben. Während die Stupa schon zu *Afoka's* Zeit entstanden ist, also etwa 250 vor Chr., wird das Steingehege mit den Thoren erst in verschiedenen Zeiträumen des I. nachchristlichen Jahrhunderts errichtet. Ihre besondere Bedeutung findet die reiche Ausschmückung dieser Thore, von welchen das eine sich in einem Naturabguß im Völkermuseum zu Berlin befindet, durch die festlichen Prozessionen, die zu den Stupen veranstaltet wurden.

53.
Säulen.

Als einziges ausgesprochenes Denkmal der indisch-buddhistischen Kunst ist die Säule — Stambha — zu nennen. Sie wird mit ihrem glockenförmigen Kapitell unmittelbar aus Persien eingeführt und als Inschriftsäule in der Form des Denkmals aufgestellt. Das berühmteste Denkmal dieser Art ist die eiserne Säule von Delhi. Auch religiöse Symbole, wie das buddhistische Rad, oder Löwen oder Elefanten trägt die freistehende Einzelsäule. Trugen die Säulen Löwen, so hießen sie Simhastambhas. Ob sie Siegessäulen oder nur Denksäulen waren, steht um so mehr dahin, als König *Afoka* sie in großer Zahl errichten ließ und sie nach *Schnaase* Tugendsäulen — Cīlastambha — nennt, »weil die Lehren des Buddha, die darin eingegraben sind, den Menschen zur Läuterung feines Wesens anspornen sollten«. Die Säulen hatten recht beträchtliche Abmessungen, etwa 12^m Höhe. Ihre Inschriften waren gruppenweise nach den vier Himmelsrichtungen geordnet; oft haben die mohammedanischen Fürsten der späteren Zeit die Säulen *Afoka's* durch Hinzufügung ihres Namens zu den ihrigen gemacht. *Fergusson* berichtet über eine Säule des *Firuz Shah*, eines Fürsten des XIV. Jahrhunderts in Delhi, welche dieser in seinem Palast als Siegeszeichen über die besiegten Hindus aufstellen ließ. Säulenreste dieser Art sind noch erhalten in Allahabad, bei Bahrak und bei Mathiah und Radhia. »Daß der Gebrauch derartiger

Säulen vornehmlich als Ruhmes- und Siegesdenkmale noch längere Zeit fortbestand, kann ein ganz ähnliches Denkmal bei Bhitari, östlich von Benares, zeigen, welches dem König *Skandagupta* aus dem III. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehört. Nach Hinwegräumung des Schuttes kam am unteren Teile des Schaftes die Inschrift mit dem Namen dieses Herrschers zu Tage. Ihr Inhalt ist ausschließlich kriegerischer Natur.« (*Schnaase*.) So verschiebt sich allmählich die Bestimmung der Säulen. Auch die Grottenbauten von Ellora, Elephanta u. f. w. haben obelischenartige Denkfäulen, welchen der reiche bildnerische Schmuck Denkmalcharakter zuweist. Im ganzen aber ist die Ausbeute des buddhistischen Indiens an Denkmälern eine bescheidene und entspricht in keiner Hinsicht der Lebhaftigkeit und der künstlerischen Entwicklung der Dichtkunst. —

Nicht viel reicher ist die Ausbeute auch in den Ländern des fernerer Ostens. Im Mittelpunkte der ostasiatischen Kultur steht die chinesische. Japan, Korea, Tibet, Kambodja, Anam, Siam, Birma und alle Mongolen bis an die untere Wolga fallen in den Ausstrahlungskreis der chinesischen Kultur, und »zugleich strahlten im Lauf der uralten Geschichte, die über ganz Asien hinging, Beziehungen aus dem fernsten Süden und Westen, aus Indien, Persien, Griechenland und dem Reich der Römer« in den chinesischen Kulturkreis zurück. Es wirkt die alte Kultur der Chinesen und ihre Kunst »als etwas ganz Großes, zeitlich und räumlich Gewaltiges in der Menschheit«. (*Max Buchner*.) Für unser engeres Gebiet aber ergibt sich aus einer solchen Kultur doch verhältnismäßig wenig, obgleich die Chinesen eine ununterbrochene Geschichtsschreibung von vier Jahrtausenden haben und obgleich ihre künstlerischen Hervorbringungen nicht wie bei den alten Völkern des Mittelmeerbeckens aus Ruinen und Gräbern wiedererweckt werden müssen, sondern zum großen Teil noch als wirklicher Besitz eines lebenden Volkes gelten können. »Die Chinesen haben nie aufgehört, ihre eigene Geschichte zu schreiben, und uns damit ein Denkmal ihrer Kulturentwicklung von den frühesten Zeiten hinterlassen, wie es sich einheitlicher für einen solchen Zeitraum bei keiner Nation des Westens wiederfindet. Nicht nur chinesische Geschichte wird uns darin mitgeteilt, sondern vor allen Dingen auch die der umgebenden Völker Asiens von den Gestaden des Stillen Ozeans bis an die Grenzen des Sassanidenreichs.« (*Friedrich Hirth*.) Bei dieser Sorgfalt in der Verzeichnung der geschichtlichen Ereignisse fällt es um so mehr auf, daß die Chinesen kein Nationalepos besitzen, obgleich im Laufe der Jahrtausende mehr als 20 Dynastien in der Beherrschung des Landes abgewechselt und ereignisvolle Zeitläufe den normalen Gang der Entwicklung unterbrochen haben. Und wie die Litteratur die Vorläuferin der bildenden Kunst ist, so ist das Epos der Vorläufer des Denkmals; so erklären sich die nur bescheidenen Denkmalreste. Vielleicht ist diese Erscheinung zurückzuführen auf den mangelnden Individualismus in der chinesischen Volksentwicklung und auf die eigenartige gesellschaftliche Stellung der chinesischen Volksklassen, bei welcher nur Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute unterschieden werden, bei welcher bevorzugte Gesellschaftsklassen im abendländischen Sinne nicht vorkommen und der Einfluß nur mit einem Amte erworben werden kann. Es gibt nur eine Aristokratie der Ämter, keine Aristokratie herrschender Familien im Sinne historischer Tradition. So konnten sich denn etwaige Denkmalsbestrebungen im abendländischen Sinne nicht zunächst an die Persönlichkeiten der höchsten Kreise knüpfen und mit der fortschreitenden Individualisierung der Gesellschaft auch in die Volkskreise eindringen. Das war um so weniger der Fall, als

54.
Ostasien;
Allgemeines.

wir die charakteristische soziale Erscheinung verzeichnen können, daß dem Chinesen sogar ein Aufftandsrecht gegen Tyrannen anerkannt ist. Aus alledem ergibt sich hier eine völlige Verschiebung der individualistischen Beurteilung gegenüber dem Abendlande, welche noch durch die zahlreichen fremden Einflüsse kompliziert wird, welche in den ersten Jahrhunderten nach Chr. schon sich bemerkbar machen.

55.
Fremde Ein-
flüsse.

Friedrich Hirth weist darauf hin, daß, wenn heute ein Forscher die chinesische Kultur zu analysieren hätte, er bei jeder einzelnen Erscheinung, sei es auf dem Gebiete der Kunst, des Handwerks und der Industrie oder der Volksgebräuche zu unterscheiden habe »zwischen autochthonen, d. h. ursprünglich chinesischen Elementen und solchen, die durch fremde Einflüsse entstanden sind. Die Eröffnung der zentral-asiatischen Wege durch den Kaiser *Wu-ti* war das Signal zu einem allgemeinen Umschwung.« Römische, griechische und westasiatische Einflüsse haben in den Blütezeiten jener Kulturen bei der Entwicklung der chinesischen Kunst eine große Rolle gespielt. Inwieweit das auch bei unserem Gebiete statthatte, ist schwer nachzuweisen, da Steindenkmäler mit größeren bildlichen Darstellungen äußerst selten sind. Doch lassen Skulpturfragmente, welche in den Grabkammern am Hügel *Wu-tschü-schan* in der Provinz *Shan-tung* gefunden wurden und zu einer Gruppe von Skulpturen gehören, welche bereits im XII. Jahrhundert wieder entdeckt wurden — *Hirth* setzt die Entstehung der Ueberreste an den Anfang bis zur Mitte des II. Jahrhunderts nach Chr. —, auf eine ausgesprochene Thätigkeit nach der Richtung der Grabskulpturen schließen. In ausführlicher Weise hat ein französischer Sinologe, der Professor *Edouard Chavannes*, in einem 1893 in Paris erschienenen Werke »*La sculpture sur pierre en Chine au temps des deux dynasties Han*« darüber gehandelt. Die Darstellungen sind Flachreliefs, zu welchen Maler die Entwürfe anfertigten. In den Biographien bekannter chinesischer Maler jener Zeit wird berichtet, daß sie sich mit der Herstellung von Grabdenkmälern beschäftigten. Die Darstellungen erinnern vielfach an westasiatische Einflüsse. »Pferde und Wagen, sowie einzelne andere phantastische Figuren könnten in letzter Linie auf Muster zurückgehen, die bei dem bis dahin nur zeitweise unterbrochenen Verkehr mit den baktrischen Grenzländern in Gestalt von Kunstwerken irgendwelcher Art aus Westasien nach China gelangten.« Wenn auch *Hirth* diesen Gedanken als Hypothese ausspricht, so hat er doch viel Wahrscheinlichkeit für sich. Das beweist auch die starke Einführung römischer und griechischer Erinnerungen nach China. Ueber letztere schrieb *Heinrich Bulle* in einem Aufsatze »Chinesische und griechische Kunst«²¹⁾. Interessant aber ist, daß Griechenlands und Roms Kultur und Kunst nicht in ihren Ursprungsländern aufgesucht wird, sondern die kleinasiatischen und nordafrikanischen Kolonien sind die Ausstrahlungspunkte gegen China. Die Hauptstädte des Landes *Ta-ts'in*, wie die Chinesen das ihnen durch seine politische Macht imponierende römische Reich nannten, sind nicht Rom oder Byzanz, sondern Antiochia und Alexandria.

56.
Grabmal.

Zweifellos sind aus dieser westlichen Kulturverbindung auch Einflüsse auf das Denkmalwesen hervorgegangen; darauf lassen schon die dromosartigen Anordnungen von Menschen- und Tierfiguren, wie sie bei vielen Grabmalbauten, insbesondere den *Ming*-Gräbern, dem Grabe des *Confucius* u. s. w. vorkommen, schließen. Bei der verhältnismäßig bescheidenen Befähigung der chinesischen Architekten für monumentale Bildungen dürfte der Grabmalbau der Zweig der raumgestaltenden künstlerischen Thätigkeit sein, welcher für unser Denkmalgebiet die meiste Bedeutung hat.

²¹⁾ In: Beilage zur Allg. Zeitg., 20. Febr. 1897, Nr. 47.

Wie im ganzen Orient ist auch in China das eigentliche Denkmal das Grabmal, in reichster Form durch die Herrscherfamilien ausgebildet, wie die *Ming*-Gräber bei Nanking zeigen. Diese und andere ähnliche Gräber sind in ihrer Anlage so umfangreich, daß sie an den monumentalen Reichtum der ägyptischen Tempelanlagen erinnern. Das Grabmal ist dabei in mancher Beziehung abhängig von der Form der indischen Stupa, und es entspricht diese Abhängigkeit westlichen Einflüssen im weiteren Sinne. Bemerkenswert ist, daß in den buddhistischen Völkergebieten das Grabmal eine solche Bedeutung erlangt, daß es vielfach dem Tempelbau vorangeht und gleich diesem zur Versammlungsstätte bei Kultübungen wird. Diese Bedeutung teilt es mit den frühchristlichen Katakombenanlagen des Abendlandes. Die *Mahaprasât*-Pagode und die Pagode des *Wät-Tschang* in Bangkok sind zugleich königliche Grabstätten, die bei ihrer gottesdienstlichen Bestimmung den Charakter der Denkmalkirchen annehmen.

Nach *Friedrich Hirth*²²⁾ darf man es als Regel betrachten, daß bei den orientalischen Völkern bildende Kunst und Litteratur selten ineinandergreifen, so daß die letztere wenig zum Verständnis der ersteren beiträgt. Wenn dies nun auch bei der chinesischen und japanischen Litteratur nicht in diesem Maße zutrifft, so sind doch gleichwohl diese Quellen wenig ergiebig, und wir sind auf die Reste angewiesen. Diese aber sind spärlich. In China war die Skulptur immer im Dienste der Architektur oder des Grabmales, also nicht oder nur wenig selbständig. Da nun verschiedene Dynastien beim Antritt der Regierung nichts Eiligeres zu thun hatten, als die Denkmäler der Vergangenheit, Paläste, Türme, Bogen, Portale, Tempel und Grabbauten zu zerstören, so erklären sich hieraus die geringen Ueberreste. In Reliefs von einem Palais in Hiao-t'ang-chan in der Provinz Shan-tung, aus dem XI. Jahrhundert vor Chr. stammend, ist der Versuch unternommen, die assyrischen Königsreliefs nachzuahmen. Die großen Buddhafiguren von Hang-tchu und Sintang von über 12 und 20 m Höhe aus dem VIII. Jahrhundert nach Chr. sind seltene Beispiele denkmalartiger Auffassung. Dasselbe ist der Fall bei den schon erwähnten Figurengalerien der *Ming*-Gräber (1420) oder der Grabmäler der *Thsing*-Dynastie (1644), beide in der Umgebung von Peking. Sie legen Zeugnis ab von einer gewissen Größe monumentalen Empfindens. In erhöhtem Maße zeigt sich dies bei den aus Indien übernommenen Stupas, den kuppelartigen Grabbauten, zu welchen wie dort große triumphbogenartige Portalbauten führten. Diese Portalbauten nehmen in dem zeremoniellen Religionsleben hier eine ähnliche Stellung ein, wie die Triumphbogen im öffentlichen Leben der Römer. Erinnert sei an den dreiteiligen Portikus des Tempels des *Confucius* in Peking²³⁾, wie an den fünfteiligen Eingang zu den *Ming*-Gräbern²⁴⁾.

An westasiatische Einflüsse knüpft die Form der Miaohs oder Ehrendenkmäler für hervorragende Tote an. Auf einem rechteckigen oder quadratischen erhöhten Baukörper, zu welchem auf allen vier Seiten Freitreppen hinaufführen und dessen Rand von einer Brüstung umgeben ist, steht eine Art Tempel, meist zentral angelegt, welcher einen Sarkophag enthält, über dem eine Götterstatue thront. Ein Denkmal dieser Art erhebt sich am Abhange des Wau-schôn-schan, wie die *Ming*-Gräber von reicher Vegetation umgeben.

²²⁾ Chinesische Studien. München u. Leipzig 1890.

²³⁾ Siehe: PALÉOLOGUE, G. M. *L'art chinois*. Paris 1888. S. 87.

²⁴⁾ Siehe ebendaf., S. 128.

Die abendländischen Einflüsse setzen sich selbst auf die südostasiatische Inselgruppe des malayischen Archipels fort. So findet sich auf einem chinesischen Begräbnisplatze in Batavia der Dromos aus Menschen- und Tierfiguren; es finden sich obelischenartige Bildungen mit ostasiatischer Abwandlung u. f. w.

Die zahllosen Kult- und anderen Figuren, wie, um nur einige zu nennen, die sitzenden Bronzefiguren Buddha's im Afakufapark zu Tokio, die Buddhafiguren von Nara, dann die Löwengruppen an der Löwenstraße in Kioto u. f. w. sind entweder nicht im engeren Sinne als Denkmalstatuen aufzufassen oder stehen doch so erheblich hinter dem Grabdenkmal zurück, daß sie bei dieser übersichtlichen Betrachtung nur flüchtig in Frage kommen.

58.
Japan.

Mit der Erwähnung der vorstehenden Gruppen haben wir uns schon auf das Gebiet Japans begeben. Wir können dies unbedenklich thun. »Die japanische Kunst als ein Ganzes ist wie ein anmutiger Thalgrund, den ein Gebirge bewässert, das überall in diesen Thalgrund hineinragt, das wir als große Masse erst von ihm aus erblickten. . . . Dieses Gebirge ist die chinesische Kunst. . . . Das zufällig uns schon bekanntere Japan ist nur ein Teil der weiten Gebiete, deren Kunst und Kultur von China ausstrahlt.« (*Max Buchner*.) Und doch ist sie wieder verschieden; darauf deutet schon die ungleiche Aufnahme westlicher Kultureinflüsse. Der Gedanke eines gewaltigen Pferdedenkmales aus Dankbarkeit für die Dienste des Pferdes im Kriege und für seine volkswirtschaftliche Bedeutung wäre in China noch nicht möglich. Auch schon die historische Entwicklung mußte ungleiche Kulturverhältnisse erzeugen. Denn während Japan in mehr als tausend Jahren eine ruhige insulare Entwicklung durchmachen konnte, die freilich vielfach durch feudale Kämpfe unterbrochen wurde, die aber niemals einen Wechsel der heute noch regierenden Dynastie sah, sind über das Riesenreich der Mitte 21 Dynastien dahingegangen, und jeder Wechsel hat das Reich bis auf den Grund erschüttert. Daher mag es kommen, daß schon seit dem frühen Mittelalter die chinesische Kultur abwärts ging und in einen allmählichen Rückschritt verfiel, den auch die berühmte *Ming*-Dynastie nur aufhalten, aber nicht unterdrücken konnte, und der schließlich zu dem für China demütigenden Friedensschluss von Schimonoseki (1897) führte. Im Gegensatze dazu hat sich die japanische Kultur frisch erhalten und konnte in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts jene merkwürdige Modernisierung durch freie Aufnahme westlicher Einflüsse vornehmen.

Damit sei das asiatische Gebiet des Buddhismus verlassen. —

6. Kapitel.

Griechisches Altertum.

59.
Thronkultus.

Die Entwicklung des griechischen Denkmals hat die Entwicklung des griechischen Epos zur Voraussetzung. Die ersten Arbeiten einer monumentalen Kunst heften sich an das Kultbild, und wo selbst dieses noch nicht besteht, wie im mykenäischen Zeitalter, da findet sich auch das Denkmal noch nicht. Der Thronkultus, über den uns aus dem frühesten Altertum berichtet wird, für welchen Beispiele sich in den Volksgribern von Tiryns, Mykenä u. f. w. finden, in Bezug auf welchen uns von *Xerxes* berichtet wird, daß er auf seinem Zuge gegen Griechenland einen